

Arjan Dwarshuis: Ausgeflogen. Ein Mann, ein Jahr, seine Weltreise und ein Rekord von 6852 Vogelarten (Een bevlogten jaar. Een man, zijn wereldreis en het record van 6852 vogels), Meulenhoff, Amsterdam 2019, S. 13 - 25

Übersetzt aus dem Niederländischen von Ingrid Ostermann

Guatemala, Los Tarrales Lodge

Der Wecker klingelt, es dauert mehrere Sekunden bevor ich weiß, wo ich bin. Meine Gedanken ordnen sich, schlagartig bin ich wach. Es ist zwei Uhr in der Früh. Es geht los.

Mein Vater ist mir nachgereist. Monatelang hatte er sich auf diese harte Prüfung vorbereitet, um mich — koste es, was es wolle — zu begleiten. Als ich in Columbia mit meiner Mutter telefonierte, sagte sie mit besorgter Stimme: „Ar, dein Vater ist verrückt geworden, er rennt den ganzen Tag die Treppe rauf und runter. Er trainiert für eure Suche nach irgendeinem Truthahn.“

Kurz vor der Abreise, als er ein letztes Mal die Treppe hinaufstürmte, schlug das Schicksal zu. Ein falscher Tritt und er hatte einen Muskelfaserriss in der Wade.

Mein Vater ist kein Jammerlappen, als ich am Flughafen von Guatemala City die Tränen in seinen Augen sah, wusste ich sofort, dass nicht nur der Muskel außer Gefecht gesetzt war.

Zu nachtschlafender Zeit winkt mein Vater mir zum Abschied nach. Ich steige mit meinem ortskundigen Führer John in den Toyota Land Cruiser. Ich blicke mich um und sehe gerade noch, wie sein silbergrauer Schopf von der Dunkelheit verschluckt wird.

Wir fahren mit Schrittgeschwindigkeit; der Weg ist kaum breiter als das Auto, überall tiefe Schlammfützen. Der holprige Weg sorgt dafür, dass ich auf der Rückbank ordentlich durchgeschüttelt werde. Ein dicker Ast liegt auf dem Weg.

Den Fahrer interessiert das nicht, das Holz zerbröselt mit lautem Krachen unter den schweren Rädern. Nach gut einer Stunde erreichen wir eine kleine Lichtung mitten im Dschungel. Es ist der Ausgangspunkt des Sendero de las Lágrimas, des Tränenpfades.

Ein drahtiger Guatemalteker mit Stirnlampe und Buschmesser geht voran, wir folgen auf dem steilen Weg, der sich durch das nahezu undurchdringliche Grün nach oben windet. Johns Höhenmesser zeigt 1.400 Meter an.

„Der Zapfenguan lebt oberhalb von 2.500 Metern, richte dich auf einen anstrengenden Anstieg ein.“

Ich schlucke, das ist fast neunmal so hoch wie der Euromast, das Wahrzeichen Rotterdams. Und es geht ohne Treppe und Geländer durch stockdunklen Regenwald.

Den Horned Guan habe ich zum ersten Mal in einem Buch gesehen, als Kind, seitdem wünschte ich mir nichts sehnlicher als ihn irgendwann in freier Wildbahn zu sehen, dieses große, schwarz-weiße, hühnerartige Geschöpf mit rosaroten Beinen und schwarzsamtenen Kopf. Der einzigartige, knallrote Zapfen auf der Stirn steht senkrecht nach oben, wie ein hochgestreckter Daumen. Der Zapfenguan kommt ausschließlich in den abgelegenen Bergwäldern Guatemalas und im Süden Mexicos vor, nur wenige Menschen haben ihn je in freier Wildbahn zu Gesicht bekommen. Trotz alledem bin ich in dieser unwirtlichen Umgebung in erster Linie damit beschäftigt zu überleben.

John und der lokale Führer steigen den Pfad in einem mörderischen Tempo empor. Ich nehme Johns Hacken ins Visier und versuche, meine Füße genau in seine Fußspuren zu setzen. Ich springe über Baumwurzeln, klettere über umgefallene Bäume, weiche herabhängenden Ästen aus. Trotz meiner ausgezeichneten Kondition bleibt mir nichts anderes übrig, als zweimal eine kleine Pause einzulegen. Mit den Händen auf den Knien ringe ich nach Luft. Eine Stunde bevor es hell wird, auf 2.500 Meter Höhe, bin ich schweißnass bis auf die Unterhose und völlig fertig.

John deutet auf ein schmieriges Häufchen voller Feigensamen.

„Frischer Kot des Zapfenguans, hier sind wir goldrichtig.“

Jetzt heißt es warten. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es auf dieser Höhe und in Nähe des Gefrierpunkts, sein würde, kurz darauf klappern mir die Zähne. Ich kann die ersten Sonnenstrahlen kaum erwarten, doch vorerst muss ich mich mit den Lichtkegeln begnügen, die unsere Stirnlampen in das gespenstische Dickicht werfen. Die knallorangene Glut am Horizont stammt von einem feuerspeienden Vulkan. Endlich geht die Sonne auf, schnell schiebe ich mich zum Aufwärmen in die Sonnenstrahlen, die es schaffen, das dichte Blätterdach bis ins Unterholz zu durchdringen. Angespannt suchen wir die Baumwipfel mit unseren Ferngläsern nach irgendeiner Bewegung ab. Einige Male meinen wir, den Laut des Zapfenguans zu hören, doch jedes Mal ist es nur falscher Alarm.

„Wenn er sich nicht im frühen Morgenlicht sehen lässt, können wir es vergessen“, sagt John.

Ich zücke mein Smartphone, es ist schon beinahe acht. Mir entfährt ein leiser Fluch. Ich sehe schon vor mir, wie ich bei meiner Rückkehr in die Lodge mit leeren Händen dastehe.

Es ist mir nicht geglückt Paps, ich bin ein miserabler Vogelbeobachter.

Es ist schon nach neun, immer noch keine Spur vom Zapfenguan. Wir haben uns aufgeteilt, um die Wahrscheinlichkeit, einen zu entdecken, zu erhöhen, trotzdem sinkt mein Mut mit jeder Minute. Es wird doch wohl nicht schiefgehen?

Plötzlich hören wir einen Pfiff von weiter oben. Das kann nur eins bedeuten, ich sprinte bergan. Als ich endlich bei unserem Führer ankomme, keuche ich mir förmlich die Lunge aus der Brust. Hoffnungsfroh blicke ich nach oben in das Blätterdach, der Mann schüttelt den Kopf und nickt Richtung tiefe Schlucht, links des Weges. „*Follow me*“.

Wir kraxeln, so schnell wir können, über die Böschung nach unten. Äste schlagen mir ins Gesicht, ich rutsche immer wieder aus. Der Führer muss eine Bergziege sein, es kostet mich viel Anstrengung, ihm zu folgen. Eine Felswand

schneidet uns den Weg ab, ehe ich mich versehe, springt er zwei Meter in die Tiefe. Mir bleibt nichts anderes übrig, als an den roten Zapfen des Guans zu denken, und wie ein wild gewordener Stier hinterher zu springen. Ich lande hart auf dem steinigen Boden. Hastig kontrolliere ich meine Fußgelenke, nichts gebrochen. Wir hetzen weiter hinab. Nach hundert Metern bleibt er abrupt stehen, lediglich ein Strauch verhindert, dass ich ungebremst in ihn hineinlaufe. „Over there!“

Ich sehe einen riesigen Feigenbaum, mit zittrigen Fingern richte ich mein Fernglas auf einen dunklen Umriss, halb hinter Laub verdeckt. Da sitzt er, exakt so, wie ich ihn vor sechzehn Jahren in dem Vogelbildband sah: der Zapfenguan. Atemlos blicke ich auf den prähistorisch wirkenden Vogel, der seinerseits von einem dicken, bemoosten Ast aus seinen perplexen Beobachter anstarrt.

[Abb. Horned Guan/Zapfenguan]

Nach einer Viertelstunde, in der ich das Fernglas nur absetze, um zu fotografieren, breitet er seine Flügel aus und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Scheveningen, 1986

Seit wann habe ich diese Vogelverrücktheit? Meine Mutter behauptet, sie sei mir in die Wiege gelegt worden. Wenn sie mich in meinem Kinderwagen durch den Park Nieuwe Scheveningse Bosjes fuhr, schaute ich mit großen Augen in die Baumkronen.

„So ein ruhiges, aufmerksames Kerlchen, der wird später bestimmt Professor“, sagte sie zu ihren Freundinnen.

Meine Eltern schenkten mir ein schwarz-weißes Kuscheltier und ich nannte es, sobald ich meine ersten Worte sagen konnte, Pica-Pica. Zu meinem siebten

Geburtstag bekam ich von meiner Oma ein kleines Vogelbestimmungsbuch mit dem Titel „Zien is kennen“, inzwischen ein antiquarischer Klassiker, in dem alle in den Niederlanden heimischen Vögel abgebildet sind. Auf Deutsch würde er sehr passend in etwa „*Einmal gesehen, nie wieder vergessen*“ heißen. Neben der niederländischen Bezeichnung enthielt das Büchlein auch die lateinische Nomenklatur, so entdeckte ich, dass *Pica pica* der lateinische Name für Elster ist. Die Prophezeiung meiner Mutter schien sich zu bewahrheiten, als ich jedoch viele Jahre später zum dritten Mal mit meiner Masterarbeit in Archäologie durchfiel, wurde mehr als offenkundig, dass mir zumindest eine wissenschaftliche Karriere nicht in die Wiege gelegt wurde.

Ich glaube, in jedem Kind steckt ein Naturfreund. Es braucht nicht viel, um die Liebe für die Natur zu entfachen. In meinem Fall reichten ein Kescher, ein Vergrößerungsglas und ein Eimerchen aus. Als kleiner Knirps fischte ich mit dem Kescher den Teich der Nachbarn leer und zeichnete die Wasserkäfer, Salamander und Frösche, die ich zu Hause in den Vasen meiner Mutter herumschwimmen ließ.

Am liebsten mochte ich den Strand. Da war es natürlich ideal, dass ich in Scheveningen aufwuchs. Meine Freunde, Willem, Titiaan und Maurits, und ich waren allesamt stolze Besitzer eines Garnelenkeschers. Im Sommer fischten wir so gut wie jeden Tag, Seite an Seite, mit dem Schiebenetz Nordseekrabben, junge Strandkrabben und kleine Schollen, die wir anschließend in selbstgebaute Bassins setzten. Im Wechsel der Gezeiten wurden unsere Aquarien vom Meer wieder einkassiert, trotz all unserer Bemühungen, die Deiche mit Sand und Muscheln zu verstärken.

Große Aufregung als einer von uns eine Seenadel aus seinem Netz angelte, ein schlängeliger, dünner Fisch, der mit seiner länglichen Schnauze dem Aal ähnelt. Wir waren von dem seltsamen Tier völlig fasziniert und holten unsere Eltern aus ihren Strandkörben, damit sie unseren Fang bestaunten.

Damals wurde mir klar, dass die Natur niemals langweilig ist. Wer gut aufpasst,

sieht, hört, riecht und fühlt immer irgendetwas Erstaunliches, ob nun im tropischen Regenwald oder im eigenen Garten hinterm Haus.

Eines warmen Sommertags im Jahr 1995 fanden Titiaan, Willem und ich am Strand einen Kormoran. Der Vogel saß in der sengenden Sonne an der Flutlinie zwischen Seegras und angespülten Meeresabfall. Bis dato hatte ich Kormorane nur aus großer Entfernung gesehen, von Weitem wirkten sie überwiegend schwarz, nun fiel mir augenblicklich die Schönheit des Federkleids auf. Der Schwanz und die Deckfedern waren von einem grünen, wie Öl schillernden Glanz überzogen und die auffällig dunkleren Federränder wirkten geschuppt, wie Schlangenhaut. Das und die türkisfarbenen Augen verliehen ihm ein reptilienartiges Aussehen. Es war ein adultes Tier im Brutkleid: Im Gefieder oberhalb der Füße befand sich ein auffälliger weißer Fleck, Scheitel und Hals waren mit weißen Federchen bedeckt.

Den Schnabel geöffnet, die Augen halb geschlossen, so ließ er uns sich bis auf einen Meter nähern. Mir war sofort klar, dass etwas nicht stimmte, dieser scheue Wasservogel wäre normalerweise längst weggeflogen. Wir mussten ihn einfangen und zur Vogelstation De Wulp in Kijkduin bringen. Es gab nur ein Problem: Wie sollten wir diesen großen Vogel mit dem Fahrrad an die andere Seite der Stadt transportieren? Zum Glück hatte meine Mutter einen freien Tag und lag keine hundert Meter weiter nichtsahnend auf einem Handtuch in der Sonne. Und — sie war mit ihrem nagelneuen Renault Twingo zum Strand gefahren.

„In meinem Auto?“, fragte meine Mutter kurz darauf.

Es bedurfte einiger Überzeugungskraft, aber schließlich gab sie nach. Mit einem Handtuch fing ich den Kormoran ein und steckte ihn in einen Karton, den Titiaan bei einem Strandcafé organisiert hatte. Gemeinsam machten wir uns in dem Auto meiner Mutter auf den Weg zur Vogelstation. Wir hatten noch keine 200 Meter zurückgelegt, als der Kormoran seine Kloake über den Rand des Kartons richtete; ein dicker Strahl gräulich weißen Dünnpiffs schoss auf die Rückbank und füllte das Auto augenblicklich mit einem beißenden Fischgestank.

Vorsichtig trug ich den Kormoran in dem Karton in die Vogelstation.

„Der lebt nicht mehr lang“, sagte die Tierärztin. Behutsam hob sie den Vogel aus dem Karton und legte ihn auf den Tisch. Er ließ den Kopf hängen, die Augen waren geschlossen.

„Vermutlich hat er einen Angelhaken verschluckt und deswegen innere Blutungen bekom...“

Sie hatte den Satz noch nicht beendet, als sich der Kormoran verkrampfte. Sein Kopf kippte nach hinten, mit einem zischenden Geräusch hauchte er seine Seele aus. Drei kleine Jungs standen völlig niedergeschlagen um den Behandlungstisch herum.

Im Auto, auf dem Weg nach Hause, starteten wir wortlos vor uns hin. Durch das geöffnete Sonnendach sah ich eine Gruppe Kormorane ziehen. Titiaan und Willem folgten meinem Blick und sahen die V-Formation gerade noch hinter den Bäumen verschwinden.

„Wie Düsenjägerpiloten, die eine Ehrenrunde für ihren toten Freund drehen“, sagte Titiaan. Er hätte es nicht treffender sagen können.

Scheveningen, Neujahrsmorgen 2016

Meine Freundin Camilla sagt, es seien die Nerven. Die Reise, 366 Tage durch vierzig Länder, die heute beginnt, sei meinem normalerweise robusten Magen zu viel geworden. Die ganze Nacht hänge ich jede halbe Stunde über der Kloschüssel. Am frühen Morgen gehe ich auf die Dachterrasse frische Luft schnappen. Auch die begeisterten Feuerwerker im Stadtteil Belgisch Park haben ihre Munition mittlerweile verschossen, nur weit entfernt, aus der Innenstadt Den Haags, hört man hin und wieder noch einen Knall. Der Januar hat begonnen. Der Pulverdampf in der Luft kitzelt mich in der Nase. Schon so lang ich denken kann, verabscheue ich Feuerwerk und der Gedanke, dass in den Niederlanden soeben für zig Millionen Euro Schmutz und Lärm in die Luft gejagt wurden, steigert meine

Aversion nur noch mehr. Auf einmal ein vertrautes Geräusch, aus einem der Gärten in der Brugsestraat. Ich spitze die Ohren und höre den unverwechselbaren, jubilierenden Gesang einer Amsel. Als ob dieser heldenhafte Vogel auf diese Weise deutlich machen will, sich nicht durch Lichtblitze und ohrenbetäubende Knallerei aus dem Feld schlagen zu lassen.

Der Anfang ist gemacht: Art Nummer eins ist notiert, es fehlen in diesem Jahr noch 6042 weitere bis zum neuen Weltrekord.

Das Klingeln an der Haustür ist der offizielle Startschuss für mein „Big Year“, ein Jahr lang so viele Vögel wie möglich beobachten. Es ist Neujahrstag, sechs Uhr in der Früh, Max steht mit dem Auto vor der Tür. [19] „Seid ihr einigermaßen bereit?“ fragt er Camilla und mich, während er in seine Hände bläst.

Max wird mich die kommenden zweieinhalb Monate durch Asien und Neuguinea begleiten. Wir kennen uns von früher, als wir beide an Vogelbeobachtungscamps des JNM, einem niederländischen Jugendbund für Natur- und Umweltstudien, auf den Wattinseln und im Seengebiet Lauwersmeer teilnahmen. Ich bin zwei Jahre älter und betrachtete ihn als meinen kleinen Bruder in Sachen Vogelbeobachtung. Nach der Grundschulzeit hatte er vorübergehend sein Interesse an der Vogelwelt verloren. Andere Hobbys waren wichtiger geworden, sein Interesse verschob sich Richtung Partys und Mädchen. Ich ging zum Studium nach Groningen und Max verschwand für längere Zeit aus meinem Leben. Vor ein paar Jahren rief er mich überraschend an, er hatte Lust mal wieder Vögel zu beobachten. Und so standen wir auf dem langen Deich im Naturentwicklungsgebiet Oostvaardersplassen und beobachteten eine große Gruppe Berg- und Reiherenten, als ich ihm von meinem Big Year erzählte.

„Könnte ich dich ein Stück begleiten?“, fragte er mich. „Ich würde Fotos machen, die du für deine Lesungen verwenden kannst.“ Er hatte sich in der letzten Zeit intensiv mit Vogelfotografie beschäftigt und wollte schon immer mal nach Südostasien.

Darüber musste ich erst einmal nachdenken — wir hatten immerhin viele Jahre

keinen Kontakt gehabt — letztendlich war ich aber einverstanden. Die Kosten für die lokalen Führer und die Unterkünfte würden wir uns teilen, und geselliger als allein zu reisen, war es obendrein.

Etliche Vogelbeobachter hatten so ihre Bedenken, ob es sinnvoll sei, mein Big Year in den Niederlanden zu beginnen. Wäre es nicht viel gescheiter, irgendwo im Regenwald Südamerikas oder in Australien zu starten? Es war jedoch eine bewusste Entscheidung gewesen: In den Wintermonaten beherbergt das holländische Delta große Ansammlungen von Gänsen und Enten verschiedenster Arten. Unser Land hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für überwinternde Wasser- und Wattvögel und das möchte ich dem Rest der Welt vermitteln.

Wir haben ein straffes Programm, nach dem wir heute, zumindest theoretisch, die Chance haben, über hundert Vogelarten zu sehen. Laut Plan fangen wir im Morgengrauen im östlichen Teil des Deltas in der Provinz Süd-Holland an und fahren dann in einem großen Bogen über den Prunjepolder zum Brouwersdam in Zeeland, von dort geht es schließlich direkt zum Flughafen Schiphol.

Ich befürchte das Schlimmste, die vergangenen zwei Wochen hat es nahezu ununterbrochen geregnet und jeder Vogelbeobachter weiß, dass sich Vögel bei strömenden Regen nur selten zeigen. Als wir bei Sonnenaufgang auf der Insel Goeree-Overflakkee ankommen, ist es windstill und der Himmel wolkenlos.

Die Luft ist frisch und salzig, ich atme tief ein; die Übelkeit der letzten Nacht ist verfliegen. Die aufgehende Sonne taucht den Himmel in ein Flammenmeer und um uns herum rufen großer Brachvogel, Pfeifente und Ringelgans. Wie schön ist doch die niederländische Natur.

Im Laufe des Vormittags ist der Zähler auf über 50 Vogelarten gestiegen, als wir über den Oesterdam zwischen Tholen und der Halbinsel Zuid-Beveland fahren, präsentiert sich Nummer 59. Ein großer Greifvogel mit kräftigem Schnabel und keilförmigen Schwanz fliegt in geringer Höhe über das Auto Richtung

Oosterschelde. Die Gänse und Enten fliegen panikartig auf.

„Seeadler!“ jubeln wir im Chor.

Noch vor zehn Jahren war er in den Niederlanden bloß vereinzelter Wintergast, mittlerweile brüten hier einige Paare. Ein gutes Zeichen: Die niederländische Natur verwildert und in Naturgebieten wie dem Lauwersmeer, dem Biesbosch und dem Zuidlaardermeer gibt es Initiativen, den natürlichen Prozessen durch Renaturierung freies Spiel zu lassen, beispielsweise indem man den Flussläufen wieder Raum für Hochwasserperioden zugesteht. Durch Wiedereinführungsprogramme sind, neben dem Seeadler, auch Biber und Otter in unser Land zurückgekehrt. Und in den letzten Jahren ist sogar der Wolf wieder regelmäßig zu Gast.

Die exotischste Vogelart des Tages ist die Fichtenammer. Das Weibchen ist ein Irrgast und wurde vor zwei Wochen von einem „Glücksvogel“ in der Nähe von Wilheminadorp entdeckt. Warum ist dieser kleine graubraune Vogel aus Sibirien im Holländischen Polder gelandet, statt in seinen angestammten Überwinterungsgebieten in Zentralasien? Wir können nur Vermutungen anstellen. Ich habe mich bewusst nicht eher auf den Weg hierher gemacht, weil ich hoffte, so dem ersten Tag meines Rekordversuchs mit einer in den Niederlanden neuen Art einen Startschuss verpassen zu können. Die sibirische Cousine unserer Goldammer ist schnell gesichtet, zwischen holländischen Grashalmen pickend, als ob das die normalste Sache der Welt wäre.

Heute scheinen alle Arten zu kooperieren, denn am Abend steht der Zähler schon auf 117. Nur Camillas Magen macht nicht mit. Als ob sie meine Übelkeit übernommen hätte. Je näher der Aufbruch rückt, desto mehr wächst ihre Anspannung. Auf der Rückfahrt nach Den Haag lege ich den Arm um sie. „Ich werde dich so vermissen“, flüstert sie, den Kopf an meiner Schulter.

Schiphol, 2006

Nach dem Abitur machte ich eine große Reise. Ich meine damit nicht einen Monat mit dem Rucksack durch Thailand ziehen, sondern siebeneinhalb Monate Vogelbeobachtung. Ein Jahr lang hatte ich gejobbt, als Tellerwäscher, Bierverkäufer auf Konzerten und als Kochhilfe in einem Kochstudio. Letzteres währte nicht lang, da ich nicht einmal wusste, wie man ein Ei brät und obendrein jeden Abend zu viel Bier trank. Am Ende hatte ich mehrere tausend Euro zusammengespart und zum Schulabschluss schenkten mir meine Eltern ein „Round-the-World-Ticket“.

Und so ging ich am 3. Januar 2006, als Neunzehnjähriger, auf dem Fahrsteig des Flughafens Schiphol zu meinem Gate. Aus dem Kopfhörer meines MP3-Players tönte die raue Stimme Bob Marleys: 'Emancipate yourself from mental slavery, none but ourselves can free our mind.'

Ich fühlte mich so frei wie ein Vogel und auf der anderen Seite der Welt lockte das Abenteuer.

Während der gesamten Reise war ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit nichts anderem beschäftigt als Vogelbeobachtung. Sabah, der malaysische Teil Borneos im Norden, beeindruckte mich ganz besonders. Neben einer großen Anzahl von Nashornvögeln und anderen Fantasie anregenden Vogelarten wie dem Borneo-Laufkuckuck und dem malaysischen Rallenflöter, sah ich das erste Mal in meinem Leben einen Orang-Utan.

Das alles war zwar überwältigend schön, aber ich wurde hier auch mit den Folgen der Gummi- und Palmölindustrie konfrontiert. Als ich mit dem Bus von der West- zur Ostküste reiste, kam ich durch eine schier endlose Hügellandschaft, voller Palmölplantagen und abgeholzter Flächen. Hin und wieder sah ich zwischen der kommerziellen Bepflanzung einen riesigen Baumstumpf, der letzte Rest eines ehemals sechzig Meter hohen Waldriesen. Noch vor weniger als zwanzig Jahren war hier überall tropischer Regenwald mit Nashornvögeln, Orang-

Utans und sogar dem vom Aussterben bedrohten Sumatra-Nashorn gewesen. Während ich aus dem Fenster starrte und diese apokalyptische Szenerie an mir vorbeizog, fragte ich mich, ob hier in zehn Jahren überhaupt von Wald stehen würde.

Nachdem mich meine Reise drei Monate lang durch Malaysia, Australien und Neuseeland geführt hatte, kam ich in Santiago, der Hauptstadt von Chile an. Von dort trampete ich über die Panamericana nach Peru, dabei legte ich fast 2.500 Kilometer zurück. Wenn der Abend anbrach, schlug ich mein Zelt entlang der Schnellstraße auf, mitten in einer staubtrockenen Mondlandschaft. Nachts war es, abgesehen von vereinzelt LKWs, mucksmäuschenstill. Kein Insekt, kein Luftzug, kein Vogel. Nichts. Ich lag auf meiner Isomatte und durch einen offenen Reißverschluss blickte ich aus dem Zelt hinauf in den endlosen Sternenhimmel; ich hörte meinen eigenen Herzschlag, so ohrenbetäubend war die Stille.

Peru ist ein Eldorado für Vogelkundler. Aufgrund der drei Klimazonen und der damit zusammenhängenden großen Landschaftsvielfalt — von der staubtrockenen Atacama-Wüste über die schneebedeckten Berggipfel der Anden bis zum feuchtwarmen Dschungel des Amazonas-Regenwalds — sind hier mehr als 1.900 Vogelarten beheimatet, mehr als doppelt so viele wie in ganz Europa. Letztendlich blieb ich viereinhalb Monate. Ich tat es den Einheimischen gleich und fuhr in überfüllten Bussen oder trampete auf dem Dach von LKWs in die entlegensten Winkel des Landes. In jedem neuen Gebiet entdeckte ich eine ganze Reihe für mich neuer Vogelarten.

Unterwegs vom Amazonasbecken nach Cusco, einer Stadt auf 3.300 Meter Höhe, saß ich auf dem Dach eines quälend langsam über unbefestigte Wege nach oben kriechenden LKWs. Meine Beine und mein Hinterteil schmerzten von dem ununterbrochenem hin und her Rutschen auf den Holzbrettern des Fahrzeugdachs. Ich saß zwischen einigen Peruanern, die mit ihrer Marktware zur nächsten Stadt wollten. Ich hielt mich, wie alle anderen auch, so gut es ging an der umlaufenden Metallreling fest, um so bei einer plötzlichen Erschütterung nicht

herunterzufallen. Links des Weges eine steile, bewaldete Böschung, rechts eine hunderte Meter tiefe Schlucht. Wir fuhren an einem ausgebrannten Bus vorbei, er lag weit unten zwischen den Felsen — ein stummer Zeuge des Dramas, das sich hier abgespielt haben musste. Eine falsche Lenkbewegung unseres Fahrers und wir lägen ebenfalls dort unten. Ich schluckte, hatte ich doch schon mindestens drei leere Halbliterdosen Bier aus dem geöffneten Fenster der Fahrerkabine fliegen sehen ...

Neben mir saß Rob, ein Niederländer und Vogelfreund, der seit zwei Jahren in Peru lebte, und mit dem ich gerade eine Woche lang bei einer Forschungsstation im Tambopata Nationalpark Vögel beobachtet hatte. Wir hatten überschlagen, dass wir am frühen Abend in Cusco ankommen müssten. Zwei platte Reifen, eine blockierte Straße und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 Kilometern pro Stunde führten dazu, dass wir bei Sonnenuntergang gerade mal auf halber Strecke waren. Den Gebirgspass in viertausend Meter Höhe überquerten wir schließlich gegen Mitternacht. Die Temperatur lag weit unter dem Gefrierpunkt, unter freiem Himmel und zitternd vor Kälte saßen Rob und ich auf dem Dach.

„Ob James Clements während seines Big Year wohl auch so etwas erlebt hat?“

Ich sah ihn fragend an. „Wer ist James Clements und was ist ein Big Year?“

Rob erzählte mir von dem US-amerikanischen Ornithologen, der 1989 den Weltrekord in Vogelbeobachtung eingestellt hatte: „Er reiste ein ganzes Jahr lang rund um die Welt, besuchte alle Kontinente mit Ausnahme der Antarktis und sah 3662 Vogelarten. Das hat ihm noch keiner nachgemacht.“

Ein Big Year ... die Worte hatten eine magische Wirkung. Vogelbeobachtung ist meine große Leidenschaft, was also könnte schöner sein, als 365 Tage lang nonstop um die Welt zu fliegen, um Vögel zu sichten? Unzählige Arten, die ich bisher nur in Vogelbüchern gesehen hatte, unbekannte Kulturen, Sprachen und Sinneseindrücke sowie die schönsten Naturgebiete der Welt. Ein Jahr lang. Wenn der Amerikaner das konnte, warum sollte ich es dann nicht können? Das wäre das große Abenteuer, mit dem ich als Vogelbeobachter international Bekanntheit erlangen würde. Genau dort, in den peruanischen Anden, erbärmlich frierend,

mitten in der Nacht, fasste ich den Entschluss, irgendwann der Weltrekordhalter in Vogelbeobachtung zu werden.

Kontaktdaten der Übersetzerin

Dr. Ingrid Ostermann
Literatur- und Fachübersetzungen
Niederländisch – Deutsch
Andertensche Wiese 9
30169 Hannover
Tel. 0176-29 46 27 33
E-Mail: i.ostermann@gmx.net